State Hist Society 11551

Das „rothe Buch".

Ein Beitrag zum Verständniß der französischen Revolution. Von K. G. Klopfer.

Die Schreckensherrschaft von 1792 bis 1794 wird in der Geschichte als ein Schandfleck der französischen Nation gebrandmarkt. Die Lehre aber von den Ursachen und Wirkungen bietet wohl nirgends treffendere Beweise, als in der Verfolgung der zahlreichen Einzelheiten, die den Prolog zu diesem Trauerspiel bildeten. Die Episode, die wir im Nachstehenden schildern wollen, kann als eine der lehrreichsten dieser Einzelheiten gelten.

In der constituirenden Nationalversammlung zu Paris, aus deren Schooß die bewegenden Gährungsstoffe hervorgingen, tauchte zu Ende November 1789 das Gerücht auf, es existire eine geheime Liste der königlichen Ausgaben, die mit ihren Posten ganz frappirende Lichteffekte auf die Hof- und Regierungswirthschaft zu werfen geeignet sei. Der Jansenist Armand Gaston Camus (Advokat der französischen Geistlichkeit, Beirath des Fürsten Salm-Salm und des Kurfürsten von Trier), ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, war es, welcher der Versammlung auf die Spur jenes Verzeichnisses half, das man nun um jeden Preis zu sehen wünschte. Ihm war bekannt, daß alle die Pensionen und „Ehrengeschenke", über welche die abscheulichsten Gerüchte umliefen, in dem sogenannten „rothen Buch" genau registrirt waren. Er beabsichtigte anfangs die Einsicht in dieses berüchtigte Buch nur zu dem Zweck, die Mißwirthschaft des Pensionswesens aufzudecken und zu bekämpfen, ohne Ahnung von der Tragweite der Enthüllungen, die aus den Blättern des „rothen Buches" hervorgingen.

Die Nationalversammlung beschloß also, den Finanzminister Necker, in dessen Verwahrung sich das rothe Buch befinden sollte, zur Herausgabe desselben zu veranlassen, worauf es durch Drucklegung dem öffentlichen Urtheile unterbreitet werden sollte. Aber hier stieß man auf schier unübersteigbare Schwierigkeiten. Anfangs leugnete der Minister überhaupt die Existenz dieses Buches, als ihn aber der hartnäckige Camus an der Hand unwiderlegbarer Beweise von der Wahrheit überführte, suchte er Ausflüchte der lächerlichsten Natur. Bald behauptete er, das Buch befände sich im Privatarchiv des Königs, bald sollte es wieder in Händen von Beamten sein, die es in Verlust gerathen ließen u. s. w. Aber alle diese Ausflüchte scheiterten an der unerbittlichen Zähigkeit Camus', der nicht nachließ. Zudem waren wohl die Vorwände des Ministers durchaus nicht darnach angethan, die einmal rege gemachte Wißbegierde der Nationalversammlung zu beschwichtigen. Man begehrte mit immer wachsender Energie die Bekanntmachung des rothen Buches.

Als letzten, allerdings sehr schwachen Hoffnungsanker gebrauchte Necker schließlich die hinfällige Ausrede, der Druck des Buches würde ganz ungeheure Kosten verursachen, die in keinem Verhältniß zu der Bedeutung seines Inhalts ständen. Aber auf diese Ausflucht setzte Camus seinen schlagendsten Trumpf, indem er der Versammlung eines Tages ankündigte, daß der Buchdrucker Baudoin sich erboten habe, die angeblich so kostspielige Drucklegung umsonst zu besorgen.

Als dieses Anerbieten einstimmig angenommen wurde, konnte Necker das rothe Buch nicht mehr zurückhalten. Aber er verzögerte die Auslieferung unkluger Weise noch durch allerlei Mittelchen, bis sich endlich am 5. März 1790 aus dem Schooß der Nationalversammlung eine eigene Commission unter dem Vorsitze Camus bildete; die lediglich die Untersuchungen über das rothe Buch zu leiten hatte. Necker schützte Krankheit und alles Mögliche vor, die unausbleibliche Auslieferung der so heiß begehrten Ausgabenliste hinauszuschieben, was ihm wirklich noch für die Frist von zehn Tagen gelang.

Endlich am 5. März konnte Camus das rothe Buch der Nationalversammlung vorlegen und in Druck geben. Ludwig XVI. hatte aber die Bedingung gestellt, daß die Ausgaben, die noch in der Regierungszeit seines Großvaters und Vorgängers, Ludwig XV. zurückdatirten, geheim bleiben sollten. Obgleich eine solche Pietät einem Monarchen wie Ludwig XV. gegenüber nicht gerechtfertigt war, achtete doch die Nationalversammlung den königlichen Wunsch und ließ die Blätter, welche die geheimen Ausgaben des verstorbenen Königs aufwiesen, mittelst weißer Papierstreifen überkleben.

Das rothe Buch präsentirte sich als ein in rothen Maroquin gebundener Foliant, der 232 Blätter umfaßte. Die ersten 10, die eben noch Notizen aus der Zeit Ludwig XV. enthielten, wurden verklebt. Die folgenden 32 Blätter verzeichneten die Ausgaben Ludwigs XV. die übrigen waren leer.

Anfangs April ging das Buch endlich aus der Druckerpresse hervor. Die ganze Nation sah der Veröffentlichung mit begreiflicher Spannung entgegen. Camille Desmoulins, der „General-Procurator der Laterne", wie er sich selbst nannte, schrieb damals in der No. 21 seiner „Revolution de France et la Brabant": „Wir haben endlich das rothe Buch Der Pensionsausschuß hat endlich die sieben Siegel gelöst, die es verschlossen, und die furchtbare Weissagung des Propheten: „Du sollst nicht einmal ein Feigenblatt finden, um der Welt Deine schmähliche Nacktheit zu verbergen," ist in Erfüllung gegangen. Man wird Deinen Aussatz erblicken und Dir das Schandmal aufbrennen, daß Du „ancien regime" verdienst! Wir haben das rothe Buch!"

Gleichzeitig erschien in dem Journal Loustalot's „Revolution de Paris" eine Apostrophe, die zu charakteristisch ist, um sie hier zu übergehen. Da hieß es unter Anderem: „Seit den letzten Regierungsjahren Ludwigs des Fünfzehnten und der Thronbesteigung Ludwigs des Sechszehnten ist das Elend des französischen Volkes immer größer geworden.

In den Städten verbarg ein sinnloser Luxus, der fast alle Klassen der Bevölkerung verdarb, nur nothdürftig die gräßliche Armuth. Die Bauern in der Nähe der Städte waren von allen Lastern der letzteren angesteckt und nur von Hab- und Raubgier statt der Arbeitslust beseelt. In den Provinzen aber lebte das Landvolk in zerfallenen Hütten, in Lumpen und ohne menschenwürdige Nahrung. Nächst den Bauern hatten die Soldaten das jammervollste Loos zu ertragen. Die Hauptursache dieses allgemeinen Elends war die geradezu wahnsinnige Verschwendungs- und Genußsucht des üppigen Hofes, wo Buhlerinnen, speichelleckende Schranzen und vergnügungssüchtige Nerone um den Preis der Ehrlosigkeit und der Verworfenheit stritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menschen kostete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold erzeugte, und wo das französische Volk weniger galt, als ein Rennpferd oder sonst ein Spielzeug königlicher und hochadeliger Personen. — Seht in das rothe Buch!"

Da wurden unglaubliche Details enthüllt und es kamen Geschichten aus den im rothen Buche verzeichneten Zahlen zu Tage, die eines gewissen höhnenden Humors nicht entbehrt hätten, wenn nicht ein Abgrund der Schändlichkeit dahinter aufgegähnt wäre. Und was mögen nun erst die verklebten Seiten enthalten haben?

Die Summe der Pensionen und Geschenke, die der Hof von 1774 bis 1789 verausgabte, betrug 227,985,517 Livres. Aber das war noch nichts im Vergleich mit der Art und Weise, wie diese Millionen vertheilt wurden.

Die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence (nachmals Ludwig der Achtzehnte) und der Graf von Artois (nachmals Karl der Zehnte) bezogen jeder eine jährliche Apanage von 8,240,000 Livres, ein Taschengeld, mit dem sich allenfalls hätte auskommen lassen, aber dem war nicht so. Im rothen Buch stand es deutlich zu lesen, daß der Graf von Artois in der Zeit von 1783 bis 1787, also in vier Jahren, einen Zuschuß von 14,550,000 Livres erhalten hatte. Auch der zweite Bruder, der Graf von Provence, brauchte in derselben Frist außer seiner Apanage 13,824,000 Livres.

Noch extravaganter waren die „Douceurs", mit denen die Hofschranzen bedacht wurden. Man war sogar so schamlos gewesen, den Zweck dieser Gratifikationen ganz unverblümt neben die einzelnen Posten zu schreiben; das rothe Buch war eben nicht für die Blicke Unberufener bestimmt. Da standen Tausende verzeichnet, die man dem Chevalier von So und So als Ertragehalt für „kleine Dienste" bewilligt hatte. Ein Günstling erhielt eine halbe Million zum Ankaufe eines Gutes, das ihm gefallen; ein Anderer bekam Unterstützung zur Führung eines Erbschafts-Prozesses; wieder Andere, um sich — „Chargen kaufen zu können", wie es öfter als einmal im rothen Buche hieß. Ja, man hatte sogar „Ehrenworte" gekauft und belohnt. Einzelne Posten waren geradezu klassisch. Da stand z. B. zu lesen, daß der Polizei-Generallieutenant Sartines 200,000 Livres erhalten hatte — „zur Bezahlung seiner Schulden". Dieser Sartines war, beiläufig gesagt, der famose Polizeipräfekt, der die Spielhäuser eingeführt und das Briefgeheimniß aufgehoben hatte.

Die Gräfin Louise Marie Albany bezog als die Gattin des täglich bis zur Sinnlosigkeit betrunkenen Prinzen Eduard Karl Stuart eine Jahrespension von 60,000 Livres, obgleich sie selbst einer der reichsten Adelsfamilien angehörte.

Leute, die von Haus aus schon über ungeheure Einkünfte verfügen konnten, sackten Jahrespensionen von 120,000 bis 150,000 Livres ein. Die Familie Polignac entnahm der Staatskasse jährlich mehr als 700,000 Livres; die Familie Noailles fast zwei Millionen. Ebenso bezog jeder Prinz außer den Renten seines Privatvermögens eine jährliche Staatssubvention von durchschnittlich 2½ Millionen Livres.

Ein Herr Desgalois de la Tour erhielt gleich drei Pensionen im Gesammtbetrage von 22,720 Livres und zwar für dreierlei Verdienste: erstens „als erster Präsident und Intendant"; zweitens „als Intendant und erster Präsident"; und drittens — für dieselbe Stellung.

Der Marquis d'Antichamp bezog vier Pensionen. Die erste „für die von seinem verstorbenen Vater geleisteten Dienste", die zweite „ebendafür", die dritte „ebendeshalb" und die vierte — „ebendeswegen".

Ein italienischer Prinz erfreute sich gleichfalls einer vierfachen Pension, die sich folgendermaßen vertheilte: die erste „für seine Dienste als Oberst"; die zweite „für seine Dienste als Oberst"; die dritte „für seine Dienste als Oberst"; die vierte — für seine Dienste als Nicht-Oberst". (Wörtlich: "Pour ses services comme non-colonel".) Was mögen das wohl für Dienste gewesen sein, die sich hinter dieser geheimnißvollen Bezeichnung verbargen?

Sehr charakteristisch ist der Titel, unter dem der Generalanwalt Joly de Fleury eine Pension bezog: jährlich 17,000 Livres — „weil er seine Stelle an seinen Sohn abgetreten hat".

Der Hof-Friseur Ducrot erhielt eine lebenslängliche Jahres-Pension von 7000 Livres — „weil er das Töchterchen des Grafen Artois frisirte". Das ist gewiß ein brillantes Honorar, um so mehr, wenn man in Betracht zieht, was constatirt ist, nämlich, daß eben dieses Töchterchen des Grafen Artois bereits so früh starb, daß es überhaupt noch keine Haare hatte.

Außerdem gab es noch Pensionäre, die nicht nur unter ihrem eigenen Namen, sondern auch unter dem ihrer Frauen, Kinder, Brüder, Schwestern und der übrigen Sippe ungeheure Renten einheimsten. Andere, wie z. B. die Marquise de la Force, bezogen ihre Pensionen wunderbarer Weise fort, nachdem sie schon längst gestorben waren.

Einer der unverschämtesten aller habgierigen Blutegel war aber unstreitig der Kriegsminister Philippe de Segur, der neben seinem gewiß nicht unbeträchtlichen Solde und den mannigfachen „Ehrengeschenken", mit denen ihn der König überhäufte, für sich und seine Familie jährlich 98,622 Livres bezog.

Unter seinen elf Kindern waren nach seiner Angabe zehn verdiente Offiziere, die sich bei genauerer Prüfung als — Mädchen herausstellten. Nichtsdestoweniger wurde ihnen aber die Pension nicht im Mindesten geschmälert. Als der brave Kriegsminister im Jahre 1787 seine Demission gab, verlangte er vom König noch verschiedene Kleinigkeiten: ein erbliches Herzogthum, ferner nebst seinen bisherigen Bezügen eine Jahrespension von 60,000 Livres für sich und 15,000 für seine Kinder, und schließlich noch 50,000 Livres — um seine Schulden zu bezahlen. — Das rothe Buch erbrachte den Beweis, daß ihm diese bescheidenen Wünsche auch thatsächlich vollständig erfüllt wurden.

Wie es sich eigentlich mit dem „großen" Charakter des wackeren Mirabeau, dieses angebeteten Volkstribunen, verhielt, davon gab das rothe Buch auf seiner 25. Seite eine interessante Aufklärung. Außerdem, daß er eine jährliche Subvention von 200,000 Livres bezog, erhielt er 1776 für das Manuscript seines berühmten Werkes „Essai sur les lettres de cachet" 50,000 Livres, und im Jahre 1789 195,000 Livres für ein Ehrenwort: „die Pläne der National-Versammlung zum Scheitern zu bringen."

Es war natürlich nicht vollständig zu vermeiden, daß ein indiscreter Blick unter die Geheimnisse drang, die durch die erwähnten Papierstreifen im rothen Buch verdeckt werden sollten. Er enthüllte eine noch entsetzlichere Geldgier und Corruption unter den oberen und obersten Schichten der französischen Gesellschaft, als die offen vorliegenden Blätter.

Avancirt.

Humoreske von Hans Leiter.

Den Humor, den kleinen lustigen Schalk von der Straße, aus dem Ballsaal, aus der Dienerkemenate, wir kennen ihn genügend, er macht die Moden mit, er paßt sich dem Geist der Zeit an und verdirbt mit ihm. Aber nein; wir wollen ihn anderwärts zu finden versuchen, in natürlicher Reinheit, ungeschminkt, unbeleckt von der Glasur der Etiquette, des faden Geckenthums. Wir müssen hinaus, in die Natur; auf dem „grünen Rasen", da sehen wir ihn seine lustigen, harmlosen Sprünge machen; es thut uns wohl sein heiteres Gesicht zu sehen im Gegensatz zu den vor Geldgier funkelnden Menschenaugen. „Hebt mich auf," ruft der kleine Kobold, „ich will Euch das Leben erleuchten und die trüben Gedanken verjagen."

Aber, befindet sich der Kobold des „grünen Rasens" nicht eben erst recht im Gewühl und Getriebe der steifen, blanken Salonwelt? Gewiß, ja; indessen dient der grüne Rasen nur diesem seinen Wucher, ist er nur ein Rennplatz, wo Pferde um die Wette und Menschen Wetten rennen! Auf grünem Rasen vergnügt sich die Jagd; auf grünem Rasen aber auch spielt der „Krieg im Frieden", das Manöver.

Wir sehen die Reihen der Soldaten marschiren, fechten, exerziren; wir sehen das Bivouak, sehen die Fanale, welche den Kessel erwärmen und ihre Gluth mit rothem Glanz auf die braunen Gesichter der Krieger werfen. Da läuft auch er herum, der kleine Kobold; wir erkennen ihn an der Schellenkappe, an dem unverdorben, fröhlichen Gesicht mit dem kleinen Schelmenaugen. Er läßt sich greifen, und da er weiß, daß wir „Spaß verstehen", so läßt er sich nicht lange bitten, sondern giebt uns etwas „zum Besten", schüttet seine Weisheit aus und erzählt uns einen Schwank aus seinem vielbewegten Leben: „Es war auf diesem Felde"; so hebt er an, „das Dragonerregiment Nr. x, welches heute vor seinem General eine Probe seiner Tüchtigkeit leisten sollte, rückte langsam und schwer auf der staubigen Chaussee heran und formirte auf dem thaufeuchten Rasen seine Glieder und Züge zu der bevorstehenden Parade. Aller Augen warteten auf — — den Kommandirenden. Der alte Wachtmeister, welcher schon Tags zuvor seinen Leuten schnurrbartdrehend auseinandergesetzt hatte, daß sich der Soldat durch ein „gewisses Etwas" von dem Civil unterscheide, blickte unruhig in die Richtung der Stadt, ob der Ersehnte nicht bald erscheine und die Schmachtenden erlöse. Die Herren Offiziere raunten und plauderten. Da, jetzt, von ferne erscholl Musik; die Standartenschwadron kam heran, geführt von Sr. Excellenz und dem Herrn Oberst. Alles war auf seinem Platz; Mann und Roß funkelten vor Sauberkeit, und unter den Klängen des Präsentirmarsches salutirte das Regiment den „Gestrengsten", welcher befriedigt die Front entlang ritt.

Die Uebung begann; hin und her flogen die Adjutanten; der Hügel wurde attaquirt, jener Graben mit Sturm genommen, und es war alles schön und ausgezeichnet gegangen. Das Regiment saß ohne Ausnahme im Sattel, und selbst der Einjährige Maier machte seinem Namen Ehre.

Die Gluth stieg, der Staub ward dichter; Mann und Roß dampften. Der Herr Oberst, welcher nunmehr seinen breiten corpus, der von oben bis unten voller Orden hing, bequemer und zufriedener denn je im Sattel zurecht rückte, zog heimlich die Uhr und lächelte vergnüglich, denn nur noch eine halbe Stunde, dann konnten seine „Kinder" abrücken, glänzend belobt, und er — — war der Urheber dieses Ruhmes.

Wieder formirten sich die Reiter: die Musik spielte den Parademarsch und im Takt wiegten sich die Pferde, in Reih' und Glied, als seien sie verkettet.

Dann kam der Parademarsch im Trabe, und als auch dieser glänzend verlaufen, erscholl das Kommando: Eskadron Galopp!!"

Der Boden dröhnte, die Musik rauschte, der General nickte und schüttelte dem Herrn Oberst die Hand; — — aber, was war das? Als sei ein Feind aus der Erde aufgeschossen, so tummelten sich plötzlich die einzelnen Glieder durcheinander; das Bild einer Flucht, einer abgeschlagenen Attaque. Zornig ertönte das Signal zum Sammeln. Die Reiter jagen zusammen heran, das Glied schließt sich, das Regiment steht wieder keuchend da. Der Herr Oberst will soeben Excellenz bei der auszutheilenden Standpauke den Vorrang lassen; da, o Graus, o Entsetzen. Drüben im Felde läuft ein Schimmel, ein lediges Roß, und — — an dem Steigbügel hängt das ausgerissene Bein eines gestürzten Reiters!

„Was ist das, was ist das," ruft Excellenz; der Oberst, athemlos und halb ohnmächtig, ruft ängstlich: „Wem fehlt denn ein Bein?" Da endlich erhebt sich in der Ferne eine entsetzliche Gestalt — — Den Helm auf dem mit Sand bestaubten Kopfe, die Klinge in der Faust, kommt der einjährige Meyer angewankt; er kommt näher, jetzt ist er da, und mit scheuem Blick hinter die Front kriechend, will er sich verbergen; da ruft Excellenz: „Hierher der Kerl!" Dem Armen schlägt das Herz, er wankt näher. Plötzlich erschallt ein brausendes Gelächter, in welches sogar Excellenz mit einstimmte, denn — — Meyer hatte sich beim Sturz seines einen Hosenbeines entledigt. Während des Galopps war er gefallen, mit dem Fuß im Bügel sitzen geblieben, und hätte nicht der Himmel erbarmend eingegriffen, so hätte Meyer auf die Frage des Herrn Oberst mit einem wimmernden „mir" antworten müssen. Das Pferd wurde eingefangen und in der That hing im linken Bügel der Stiefel mit dem Hosenbein. Excellenz schwieg lange. Meyer stand Höllenqualen aus, was mit ihm geschehen werde, aber es blieb Alles ruhig, und die Offiziere wurden zur Kritik versammelt, welche eine glänzende wurde. Da erscholl Meyer's Name. Excellenz hob sich hoch im Sattel und nach einer Lobrede über das Regiment ertheilte der „Gestrengste" dem armen Meyer die Erlaubniß zum Anlegen der Gefreitenknöpfe, weil das Pferd so vorzüglich gesattelt war, daß sich nichts an der Packung verschoben hatte!

Ja, ja, so avancirt man."

Flugerscheinungen ohne sichtbare Flügelbewegung.

Die allgemeine deutsche ornithologische Gesellschaft beschäftigte sich mit einer der schwierigsten Fragen der ornithologischen Mechanik, mit den Flugerscheinungen, welche sich, ohne sichtbare Bewegung der Flügel, zeigen. Professor Dr. Müllenhoff, welcher das Referat übernommen hatte, theilte diese Flugarten in vier verschiedene Gruppen. Man sieht erstens die Vögel ohne Flügelschlagen in der Luft dahingleiten, bald aufwärts, bald abwärts, und dann wieder nach oben getrieben. Das ist der sogenannte Gleitflug. Die Art des Fluges ist leicht zu erklären.

Der Vogel erhält durch seine Flügelschläge eine große Geschwindigkeit, er ist im „Schuß" und benutzt die so gewonnene lebende Kraft, um je nach der Stellung der Flügel und des Schwanzes in beliebiger Richtung vorwärts getrieben zu werden. Diese Methode wenden Raubvögel an, um im Zickzackfluge in die Höhe zu gelangen. Schwieriger ist das Schweben zu erklären. Man sieht an der Küste von Helgoland oft Möven in der Luft stundenlang an derselben Stelle. Dies bewirkt der an den Felswänden anprallende Wind, welcher einen beständigen Luftstrom nach oben verursacht; durch diesen wird der Vogel stets genau um soviel aufwärts gedrückt, als er vermöge seiner Eigenschwere abwärts fallen würde; der Luftstrom trägt den Vogel und läßt ihn unbeweglich an derselben Stelle verweilen.

Aehnlich ist der Vorgang beim Segelflug, bei welchem der Vogel über dem Segelschiff schwebt. Das Schiff wird durch den Wind fortgetrieben, welcher die Segel bläht; der Wind geht natürlich schneller als das Schiff und würde den die Flügel nicht bewegenden Vogel über das Schiff hinwegtreiben, wenn nicht der am Segel abprallende, nach oben drängende Luftstrom dem Vogel gestattete, durch geeignete Flügelstellung seine Vorwärtsbewegung zu verlangsamen und stets auf demselben Punkte zu verharren. Am unbekanntesten sind die Vorgänge bei dem Kreisen der Vögel, wo das Thier mit unbewegten Flügeln in Spirallinien langsam höher und höher steigt. Die wunderlichsten Hypothesen sind hierüber aufgestellt worden, keine einzige hat sich begründen lassen. Lord Raleigh versuchte diese auffallende Erscheinung in folgender Weise zu erklären. Je höher wir in der Luft aufsteigen, desto stärker wird der Luftstrom; der aufsteigende Vogel wird von der unteren Schicht gehoben, von jeder höheren Schicht etwas stärker. Dies genügt, um das Thier allmählich nach oben zu bewegen. Baste und Lanaley sehen als wirksame Ursache die in kurzen Intervallen erfolgenden Wechsel in der Windstärke an und Lilienthal führt das Kreisen auf schwach aufsteigende Luftströme zurück. In dieser Frage werden noch viele genaue Beobachtungen angestellt werden müssen, bis man zur Klarheit gelangt sein wird.

Ein König als Retter von Menschenleben.

Als König Oskar von Schweden kürzlich in Paris weilte, wurde allgemein bemerkt, daß er die französische Rettungs-Medaille auf der Brust trug. Wie er diese Auszeichnung erlangte, das zeigt folgende Geschichte: Im Jahre 1884 verweilte er in Nizza und hielt dort auf der Corniche die scheu gewordenen, toll einherrasenden Pferde einer Privatequipage rechtzeitig auf, die Insassen rettend. Für diese That wurde ihm die französische Rettungsmedaille verliehen.

Aber schon fünf oder sechs Tage später bethätigte er sich abermals als Lebensretter. Er zog nämlich ein Kind aus dem Bassin im Jardin Public in Nizza.

Ueber diesen zweiten Fall erzählte er kürzlich einem französischen Würdenträger, mit dem er nun Nizza wieder durchwanderte. Auf die Aeußerung des Franzosen, es sei merkwürdig, daß man von diesem Falle nie habe erzählen hören, erwiderte der König: „O, ich konnte mich damals nur mit Mühe den Ovationen seitens der Menschenmenge, die mir zugesehen hatte, entziehen. Man wollte durchaus meinen Namen wissen, aber ich verrieth ihn nicht, und es gelang mir, unerkannt zu entwischen. Man hätte sonst am Ende gesagt, der Kronprinz von Schweden spiele sich als professioneller Lebensretter auf und sei nach Nizza gekommen, nur um sich in dieser Spezialität zu zeigen."

Eine heitere Geschichte

— so schreibt der „Ostas. Ll." — geht uns aus Wutschang (am Yang se) zu. Der dortige Generalgouverneur hat daselbst mehrere Fabriken angelegt. Nun ereignete es sich unlängst, daß ein junger Mann aus wohlhabender Familie, der in der Nähe dieser Fabriken lebt, bedenklich krank wurde. Ein bezopfter Medikus, welcher zur gleichen Zeit das Handwerk eines Wahrsagers betrieb, wurde herbeigerufen und erklärte, daß die Krankheit auf die üblen Einflüsse zurückzuführen sei, die durch die hohen Fabrikschornsteine verursacht würden; er rieth seinem Patienten daher, in eine andere Lokalität zu ziehen. Dies kam dem Generalgouverneur zu Ohren, der, darüber aufgebracht, nach dem „Doktor" sandte. Die „Audienz" war sehr kurz, doch soll der Medikus mehr todt als lebendig das Amtsgebäude verlassen haben; auch ist dieser Jünger Aesculap's hinfort jederzeit zu schwören bereit, daß es in der ganzen Umgegend keinen gesunderen Platz giebt als die nächste Umgebung der Baumwollfabriken. — Für den armen Medikus ist die „Geschichte" offenbar nicht heiter gewesen!

Theures Futter.

250 Mark für ein Pferdefutter — das ist ein Bischen reichlich, aber ein Bewohner von Lüchow bei Salzwedel hat kürzlich diese Summe daran wenden müssen. Er hatte 350 Mark in Reichskassenscheinen in den Futterbeutel gethan. Ein Butterbeutel dient nun allerdings wohl mehr zur Aufbewahrung von Futter, als von Kassenscheinen. Das dachte auch derjenige, der den Futterbeutel zu diesem Zwecke benutzte, ohne zu wissen, welche Schätze darin verborgen waren. Als der Besitzer hinzukam, waren bereits zwei Einhundertmarkscheine und ein Fünfzigmarkschein den Weg des Pferdefutters, also in den Magen des Pferdes gewandert; der dritte Hunderter konnte noch, zwar auch schon zerknittert und angefressen, gerettet werden.

Bange Frage.

Junge Frau (am Tag nach der Hochzeit): „Sag' mal, Carl, hast Du nicht gefunden, daß in meiner Heirathsannonce, worauf Du Dich gemeldet hast, viele orthographische Fehler enthalten waren?"

Mann (stockend): „Du willst doch damit nicht sagen, daß auch die zehntausend Thaler Vermögen — ein orthographischer Fehler war?"

Genügend

Reicher Fleischermeister: „Herr Director, ich wollte mich einmal nach meinem Sohn erkundigen; glauben Sie, daß 'mal etwas aus ihm werden wird?"

Gymnasialdirector: „Welchen Beruf wollen Sie ihm denn 'mal wählen lassen?"

Fleischermeister: „Ja, sehen Sie, ich bin sehr reich; alles, was ich habe, soll er 'mal bekommen, und arbeiten braucht er überhaupt nicht."

Gymnasialdirector: „Na, nachdem, was ich bisher von Ihrem Sohn gesehen habe, dazu, glaube ich, weiß er genug."

Verrathen.

Diener (zum Zeitungsjungen, der später wie gewöhnlich kommt): „Jetzt hat der Herr Doctor keine Zeit mehr, die Blätter zu lesen — seine Sprechstunden sind vorüber!"

Ungelehrig.

Student A.: „Du hast ja Deinen Hund abgeschafft!"

Student B.: „Das Vieh war mir zu ungelehrig; ich hatte ihn schon drei Monate und er konnte nicht 'mal den Gerichtsvollzieher vom Geldbriefträger unterscheiden!"

Ein Kind der Zeit.

„Karl, Du mußt folgen! Als Ich noch klein war, war ich stets artig und gehorsam!"

„Ach, Mama, das werde ich meinen Kindern später auch erzählen!"

Der Hagestolz.

Herr (zum Barbier): „Sie haben mich ganz zerfetzt und zerkratzt — wahrhaftig, ich sehe wie verheirathet aus."

Mißverstanden.

Vater (von der Tiroler Reise erzählend): „In Innsbruck traf ich Herrn von Klingelstein, er hatte die Uniform mit der Lodenjoppe vertauscht."

Klein Edi: „Himmel, muß der aber einen Rausch gehabt haben!"

Coulanz.

„Ich wiederhole Ihnen, ich unterstütze Sie nicht!"

„Na Herr, dann geben Sie mir wenigstens ein paar Pfennige, damit ich Sie nicht ganz umsonst belästigt habe."

Er kennt sie.

Mann (zur eintretenden Frau und Tochter): „Wo war't ihr?

Tochter: „Bei der Nachbarin."

Mutter: „Wir haben uns lange aufgehalten."

Mann: „Ueber wen?"

Sicherstellung.

A.: „Ich fürchte, Deine Braut wird Dir als Frau nicht lange Treue halten; sie ist sehr flatterhaft."

B.: „O, da ist nichts zu fürchten! Die Treue, die sie — mitbringt, stecke ich ja sofort in's Geschäft!"

Anspruchsvoll.

Braut: Ich glaube, Du traust mir noch immer nicht Karl?

Bräutigam: Nicht eher, als bis Du mir vor all' meinen Gläubigern einen Kuß gegeben hast!

Immer nur selbstbewußt

Dame (zu einem Lieutenant, welcher ihr einen Vers ins Stammbuch geschrieben hat): Aber Herr Lieutenant, ich wußte noch gar nicht, daß Sie auch den Pegasus reiten!

Lieutenant: Ach, muß Pegasus auch mal der Ehre eines Ritt's würdigen.

Schlagfertig.

„Wie können Sie meine Jungen prügeln, jlooben Sie, ich hab' meine Kinder uf de Straße gefunden?"

„Ne, da hätten Se se gewiß liegen lassen!"

Moderne Malerei.

Maler: „Da, sieh Dir mal mein neues Bild an, wie gefällt es Dir?"

Freund: „O, sehr gut, ausgezeichnet, aber ich glaube, das Original von dem Bild ist nicht so roth."

Maler: „Das Original! Mein Gott von wem sprichst Du denn?"

Freund: „Na, natürlich von Deinem Onkel."

Maler: „Das ist ja nicht mein Onkel, das ist ja ein Sonnenaufgang!"

Etwas für Nationalökonomen.

Lehrer (in der Rechenstunde): „Wenn ein Scheffel Weizen einen Dollar kostet und ein zweipfündiger Laib Weizenbrot fünf Cents, was kostet dann letzteres bei einem Weizenpreise von fünfzig Cents per Scheffel? Na, Tom Schwammig, Du als Bäckerssohn solltest es doch wissen?"

Tom Schwammig: „Auch fünf Cents!"

Verdrießlich.

In einem Wiener Abendblatt fand sich kürzlich folgende Stelle: „Auch sonst war dem Besitzer des Hotel Imperial in den letzten Jahren das Leben durch Krankheit und Verdrießlichkeiten aller Art — Frohner war zweimal verheirathet gewesen — vielfach verbittert."

Pech.

Student (auf dem Spaziergang): „Donnerwetter, endlich nach einer halben Stunde kommt mir ein Mensch mit einer brennenden Zigarre entgegen, den ich um Feuer bitten konnte, und nun muß es gerade — mein Schneider sein."

Schneidig.

Dame: „Es ist doch entsetzlich, diese Fliegenplage im Sommer."

Preußischer Lieutenant: „Sage Ihnen, bei mir ist nicht eine Fliege im Zimmer, die Thiere haben zu viel Angst, weil fortwährend die Champagnerpfropfen an die Decke knallen."

Zeitbestimmung

Erster Bauer: „Wann ist denn Euer Michel vom Hofe weggegangen, Cölestin?"

Zweiter Bauer: „Es wird ungefähr drei Pfeifen lang her sein."

Harte Drohung.

Präsident: „Angeklagter, benehmen Sie sich anständig hier im Gerichtssaale, oder Sie sind zum letzten Male hier gewesen!"

Wohl überlegt.

A.: „Warum stattet denn die Kommerzienräthin den Salon, in dem getanzt wird, mit so vielen antiken Büsten aus?"

B.: „Damit ihre Töchter etwas jugendlicher aussehen!"

Naiv.

Onkel: „Ist Deine Bibliothek nach dem Alphabet geordnet, Junge?"

Neffe (Student): „Ja!"

Onkel: „Wo ist denn der Buchstabe „S"?"

Neffe: „Du suchst doch wohl keine Sparkassenbücher, Onkel?"